

I

Die Bücher waren noch da.

Es war stickig, als ich hereinkam, und ich machte die Fenster auf. Die Heizkörper waren heiß. Obwohl es draußen eisig war, brachten die geöffneten Fenster keine Kühlung. Ich drehte eine bedachtsame Runde durch die Wohnung. Ich hätte mich gerne rühren lassen, ein Wiedererkennen spüren, mich von Erinnerungen und Gefühlen überwältigen lassen, aber es funktionierte nicht. Ich kam mir eher vor wie in einem Hotel, nur weniger komfortabel. Die Gründe für meine Gleichgültigkeit fand ich vermeintlich mühelos. Alles hatte sich verändert: die Aufteilung der Räume, die Möbel, sogar der Blick aus dem Fenster. Tante Duška musste sich ein größeres Wohnzimmer gewünscht haben, die Wand zwischen meinem Zimmer und dem Wohnzimmer war weggerissen. Die Möbel waren neu, offensichtlich nach dem Krieg gekauft. Der Blick aus dem Fenster, den ich so geliebt hatte, die kubistischen Umrisse der Wohnhäuser in *Grbavica* und die dunklen Schattierungen des Hausbergs *Trebević* im Hintergrund – neuerdings machten zwei Hochhäuser die Aussicht zunichte, mit Sicherheit die beiden Wohnhäuser von ganz Sarajevo.

Es war kurz nach 22 Uhr. Vor gerade knapp drei Stunden hatte ich auf dem *Boulevard Kralja Aleksandra* in Belgrad ein Taxi bestiegen und den Fahrer gebeten, mich zum Flughafen zu fahren. Davor hatte es geschätzte fünfzig Stunden ununterbrochen geschneit. Ich kann mich nicht erinnern, dass es in Belgrad jemals im Dezember so viel geschneit hätte. Der Taxifahrer hatte Gesprächsbedarf. Am besten, ließ er mich gleich wissen, gehe es in Serbien den Juden, den Zigeunern und den Montenegrinern. Offenbar war er sich sicher, dass ich zu keiner der drei Kategorien zählte. Noch bevor wir die Save überquerten, wollte er wissen: Fahren Sie vielleicht nach Sarajevo? Ja, antwortete ich, woher wissen Sie das? Man sieht sofort, dass Sie kein Montenegriner sind, sagte er, also haben Sie keinen Grund, nach Podgorica zu fliegen. Ich habe ja erst zwischen Sarajevo und Skopje

geschwankt und nur auf gut Glück auf Sarajevo getippt, wissen Sie, das sind nach zwanzig Uhr die einzigen drei Flüge aus Surčin. Podgorica, Sarajevo und Skopje, das weiß ich genau, ich gucke die Flugzeiten immer in der Zeitung nach. Tja, damit haben Sie ins Schwarze getroffen, murmelte ich. Was haben Sie dort verloren?, fragte er im Anschluss. Ich sagte ihm, dass ich aus Sarajevo sei und nach Hause führe. Keine Ahnung, warum ich log. Ich bin nicht aus Sarajevo. Weder bin ich dort geboren, noch lebe ich dort. Ich habe gute zehn Jahre in Sarajevo gelebt, aber das ist jetzt auch schon zwanzig Jahre her. Bis zum Flughafen erzählte der Taxifahrer, wie schön Bosnien sei, dass seine Frau aus Bugojno komme, dass er nur ein Mal in Sarajevo gewesen sei, in den frühen Achtzigern, vor den Olympischen Winterspielen, nur auf ein Wochenende, aber dass er sich an dieses eine Wochenende noch sehr gut erinnern könne. Ich schwieg und fragte mich, warum ich das alles überhaupt nötig hatte. Was sollte ich in diesem Sarajevo, wo ich mich schon lange nicht mehr zu Hause fühle, von dem ich heute denke, dass es mir niemals ein Zuhause gewesen ist? Als ich vor dem Flughafen aus dem Taxi gestiegen war, hatte ich gehofft, der Flug wäre gestrichen. Ich erinnerte mich, wie ich vor ein, zwei Jahren an einem Freitagmorgen nach Istanbul geflogen war, im selben Flugzeug wie Goran Bregović. Er saß nicht in der Business Class, die Leute starrten ihn an, die Stewardessen kümmerten sich fürsorglich um ihn, und in meinem Kopf spulte sich immer wieder den Refrain von *Als die Flüge gestrichen wurden* ab. Das war Anfang September gewesen, glaube ich, außerhalb der turbulenten Flugsaison, und ich hoffte, dieser schneereiche Dezember würde mir ein anderes Schicksal bescheren. Selbst nach zwanzig Jahren wusste ich noch, wie unzuverlässig der Flughafen von Sarajevo bei Nebel sein konnte. An jenem Morgen hatte ich im Teletext gelesen, dass in Deutschland und Frankreich Flüge abgesagt werden mussten.

Vor dem Check-In Schalter stand niemand. Ich ging hin, überzeugt, dass mein Flug gestrichen war. Ihren Pass bitte, sagte die Angestellte, tippte etwas in die Tastatur und reichte mir die Bordkarte mit dem Aufdruck, Abflugzeit zwanzig Uhr fünfundvierzig, Boarding Time zwanzig Uhr zehn. Es war kurz vor acht. Ich ging in

den ersten Stock, zu den Metalldetektoren vor der Passkontrolle. Die junge Polizistin drückte einen Stempel in meinen Pass, und schon stand ich vor dem Duty-Free-Shop. Ich suchte die Anzeigetafel nach den Gate-Nummern ab. Das Abfluggate für Sarajevo war C5, außerdem wurde eine Verspätung von zehn Minuten angezeigt, der Abflug verzögerte sich von 20.45 auf 20.55 und das Boarding begann zehn Minuten später. Ich schöpfte wieder Hoffnung, dass der Flug doch noch gestrichen würde. So fängt es immer an, dachte ich, zuerst verschiebt sich der Flug um zehn Minuten, dann um fünfzehn, dann um eine halbe Stunde, und schließlich wird er ganz gestrichen. Bei den Landungen ging es offensichtlich ziemlich chaotisch zu. Der Flug aus Moskau hatte schon zwei Stunden Verspätung und auch die Flieger aus Wien und Rom waren noch nicht gelandet. Die Flüge nach Podgorica und Skopje hatten allerdings keine Verspätung. Bestimmt kann man in Sarajevo nicht landen, dachte ich. Ich mag diese Anzeigetafeln auf großen Flughäfen, wo alle fünf Minuten mehrere Flugzeuge starten oder landen, und von wo aus nicht nur ausgewählte benachbarte Hauptstädte ehemaliger Besatzungsimperien angefliegen werden. Die Ankündigung der Abflüge und Landungen erinnert mich an ein Wettbüro: Da haben wir Tel Aviv und Košice, Barcelona und Krakau, Temišvar und Hamburg, Liverpool und Kiew. Die Nachtflüge vom Belgrader Flughafen decken lediglich das jämmerliche regionale Dreieck ab, das der Taxifahrer aufgezählt hat. Oder doch nicht? Die Anzeige kündigte noch für dieselbe Nacht um 23.30 Uhr einen Flug nach Donezk an. Deshalb geht unsere Fluglinie *JAT* vor die Hunde, bedauerte ich innerlich, die halten eine Direktverbindung mit der Ukraine für rentabel, aber nach Spanien oder Portugal gibt es von Belgrad aus keine Direktflüge. Dann erst fiel der Groschen: Das musste der Charterflug für die Fußballspieler von *Schachtjor Donezk* sein, heute Abend wurde im Partizan-Stadion die letzte Runde der UEFA-League ausgetragen.

Um die Zeit irgendwie rumzubringen, ging ich in den Duty-Free-Shop. Ein mittelalter Typ mit dicker Wampe in einem weißen T-Shirt mit der kyrillischen Aufschrift *Kosovo ist Serbien* versprühte Parfums und nervte die Verkäuferin. Was für eine bizarre Szene: Er hörte ihr gar nicht zu, wie sie ihre auswendig gelernten

Informationen über die einzelnen Duftnoten runterleierte, sondern lauerte nur auf die Gelegenheit lauerte, ihr ins Wort zu fallen und von sich zu erzählen. Immer wieder erwischte ich mich dabei, wie ich zu ihm rüber guckte, während ich die DVD-Staffeln beliebter Fernsehserien durchsah und mich dabei fragte, was einen dazu trieb, im Duty-Free-Shop so viel für eine komplette Staffel auszugeben, wo es doch dieselben Staffeln in der Unterführung unter dem *Terazije*-Platz zehn Mal billiger gab. Die metallische Stimme aus dem Lautsprecher riss mich aus meinen Gedanken. Der Flug nach Sarajevo wurde durchgesagt. Das Gate war jetzt offen, und die Passagiere wurden aufgefordert, sich einzufinden und zum Boarding bereit zu halten.

Eine weitere Sicherheitskontrolle des Handgepäcks, ein Gang durch den Metalldetektor, dann ein kurzes Warten vor dem Korridor, der zum Flugfeld führt. Es waren ziemlich viele Passagiere, das Flugzeug würde voll. Eine gutaussehende, große junge Frau im kurzen schwarzen Mantel und in die Stiefel gesteckten Jeans las in einem Buch. Ich versuchte, den Titel zu entziffern, aber es gelang mir nicht. Ich hoffte, sie würde im Flugzeug neben mir sitzen. Mein Wunsch ging nicht in Erfüllung. Ich saß hinten links am Fenster, sie ein paar Sitzreihen vor mir, in der rechten Reihe, auch am Fenster. Die meiste Zeit starrte ich auf ihren Hinterkopf, genau genommen bis zu dem Moment, in dem die Anzeige für den Sicherheitsgurt erneut aufleuchtete und die Stewardess verkündete, dass wir uns im Landeanflug nach Sarajevo befanden. Erst da warf ich einen Blick aus dem Fenster. Nur wenige Lichter waren zu sehen. Die Größe einer Stadt erkennt man am besten vom Flugzeug aus. Sie offenbart sich durch ihre Leuchtkraft. Vom Flugzeug aus gesehen wirkt Belgrad wie Wien, Paris oder Istanbul. Nicht so Sarajevo; nein, Sarajevo ist ein mickriger Kegelschnitt aus kränklich-blassem Licht, umgeben von Dunkelheit.

Das Flugzeug landete und kam keine zwanzig Meter vom Flughafengebäude zum Stillstand. Trotzdem durften wir nicht zu Fuß gehen. Definitiv die kürzeste Strecke, die ich jemals im Bus zurückgelegt habe. Die gutaussehende Frau schaffte es, in diesen wenigen Sekunden ihr Handy einzuschalten. Das Buch ließ sie in der

Manteltasche verschwinden. Ich folgte ihr bis zur Passkontrolle. Sie hatte einen serbischen Pass, den neuen, biometrischen, so wie ich. Das Gepäckband war noch nicht angesprungen. Ich platzierte mich in der Nähe der jungen Frau. Gerade wollte ich sie ansprechen und ein höfliches Gespräch anfangen, als der Witzbold mit dem „Kosovo ist Serbien“-T-Shirt neben mir auftauchte. Das ist doch Wahnsinn, sagte er. Was?, fragte ich und musterte ihn, wie er in seinem T-Shirt vor Kälte zitterte. Dieses Klima, sagte er, ich friere, hier hat es minus fünfzehn Grad, und in Göteborg, wo ich heute Morgen ins Flugzeug gestiegen bin, plus zehn. Er plapperte wie aufgezogen: dass er nach Sarajevo gekommen sei, weil sein Vater im Krankenhaus lag, dass er sich dafür freinehmen musste, dass er im Januar zehn Tage Urlaub nehmen und auf die Kanaren fliegen würde, weil es dort im Januar super sei, angenehme 25 Grad hätte es da, außer, der Klimawandel schlug auch dort zu, weil schließlich, habe er gerade gestern oder vorgestern erst gehört, in Australien der Sommer in sieben Tagen beginnen solle, da frage er sich natürlich, in was für Zeiten wir eigentlich lebten, wenn man Ende Dezember den Sommer erwarte. Ich versuchte, ihm nicht ins Gesicht zu gucken und starrte über seine Schulter der hochgewachsenen hübschen Frau nach, aber er bewegte sich unablässig und suchte den Blickkontakt. Einen Moment lang zog ich sogar in Erwägung, ihm auseinanderzusetzen, dass der Winter auf der nördlichen Halbkugel am selben Tag anfängt wie der Sommer auf der südlichen Halbkugel, ließ die Idee aber schon im nächsten Moment wieder fallen. Über seine Schulter konnte ich sehen, dass das Gepäckband endlich anlief. Die hübsche Frau bückte sich, nahm ihren roten Rollkoffer vom Band und eilte zum Ausgang. Ich guckte ihr nach und als ich mich wieder zum Band drehte, sah ich schon meine Reisetasche. Ich sah zu, dass ich wegkam, beseelt von der wahnwitzigen Idee, ihr anzubieten, uns ein Taxi zu teilen. Da befand sie sich allerdings schon in der festen Umarmung eines muskelbepackten Kahlköpfigen, der aussah wie ein Krimineller. Ich guckte den beiden hinterher, wie sie eng umschlungen zum Parkplatz gingen und in einen Jeep kletterten. Ein bärtiger Taxifahrer kurbelte sein Fenster hinunter und rief mir zu: Taxi? Als ich nickte, sprang er aus dem Auto und machte den Kofferraum auf. Warte, sagte ich, ich hab kein

bosnisches Geld. Ich nehm´ auch Euro, sagte er. Ich fragte: Reichen zehn bis *Čengić-Vila*? Seine Antwort wirkte wie eine Karikatur des lokalen Kleinganovenklischees: Na klar, Kumpel, für dich mach´ma einen Zehner bis zur *Čvila*. Welche Adresse?, wollte er noch wissen, nachdem er das Fahrzeug in Bewegung gesetzt hatte. *Ulica Palmira Togliattija* hundertdreißig, sagte ich. Die Straße gibt es nicht, sagte er und guckte finster. Früher hieß sie so, sagte ich, da, wo die Straßenbahn bei *Čengić-Vila* wendet, und dann über die *Miljacka*. Wie meinst du das, über die *Miljacka*?, fragte er und zog das *a* im Flussnamen in die Länge, meinst du beim Bosmal? Ich hatte keine Ahnung, was Bosmal sein sollte, das schien er zu merken. Die beiden Hochhäuser, finanziert mit bosnischem und malaysischem Geld, deshalb heißen sie Bosmal, kapiert? Bos-Bosnien, Mal-Malaysia, sagte er. Kapiert, sagte ich, Bosmal kenne ich nicht, aber ich weiß, dass da eine Schule in der Nähe war. Ach so, du meinst garantiert die *Ulica Gradačanka*, sagte er. Ich schaute aus dem Fenster. Erst an der Kreuzung beim Studentenheim im Stadtteil *Nedžarići* begann ich, Sarajevo wiederzuerkennen. Das Redaktionshochhaus der Tageszeitung *Oslobodjenje* war nicht mehr da, an seiner Stelle stand ein bizarres Hotelgebäude aus Glas. Vom früheren Hochhaus war nur das schmale Fundament übriggeblieben, wie ein Zigarettenstummel, darüber in roten Großbuchstaben: *Oslobodjenje*. Das Fernsehgebäude war gleich geblieben, das Viertel *Alipašino* auch. Wir überquerten die Brücke und standen in Nullkommanichts vor dem Hauseingang. Ist es das?, fragte der Taxifahrer rhetorisch, ich bejahte und zahlte. Er stieg aus, machte den Kofferraum auf und reichte mir meine Reisetasche. Dann fuhr er langsam weg. Ich stellte mich unter das kleine Vordach und setzte die Tasche ab. Vom Himmel fielen winzige Schneeflocken. Es war kalt. Die Eingangstür war verschlossen, einen Schlüssel hatte ich nicht und eine Gegensprechanlage gab es nicht. Die Schlüssel sollte ich bei Hikmet holen, dem Nachbarn, seine Telefonnummer hatte ich eingespeichert, aber auf einmal hatte ich es nicht mehr eilig. Ich zündete mir eine Zigarette an. Als ich mit sechzehn oder siebzehn Jahren mit dem Rauchen angefangen hatte, war das meine Lieblingszigarette gewesen, die nächtliche, vor der Haustür, bevor ich in die Wohnung hinaufging. Meine Eltern

durften noch nicht wissen, dass ich rauchte. Ein Nachbar hätte mich sehen und bei meinen Eltern anschwärzen können, ganz abgesehen davon hätten meine Eltern mich auch selbst vom Fenster oder vom Balkon aus sehen können, aber all das steigerte nur meinen Rauchgenuss. Eine Zigarette schmeckt ja immer am besten unter Stress oder unmittelbar nach dem Stress. In unzähligen Winternächten habe ich noch eine Zigarette vor der Haustür geraucht. Meine ersten Verabredungen; zuerst begleitete ich das Mädchen nach Hause, und wenn ich dann vor meiner eigenen Haustür stand, zündete ich mir eine an. Ich denke, diesen Teil des Abends mochte ich am liebsten. Die Zigarette war abgebrannt. Ich warf den Stummel in die Pfütze, und kaum holte ich mein Handy heraus, ging plötzlich die Haustür auf. Eine junge Frau, noch ein Teenager, rothaarig und stark geschminkt, im kurzen Rock, dicken schwarzen Strümpfen und offener Jacke hätte mir beinahe einen Stoß versetzt mit der Tür. Entschuldigen Sie, sagte sie mit überraschend tiefer Stimme. Ich trat ein, die schwere Tür fiel geräuschvoll zu und dämpfte das Geklapper ihrer Absätze.

Einen Fahrstuhl gab es natürlich nicht, hatte es auch nie gegeben. Soweit ich mich erinnern konnte, hatte Hikmet im zweiten Stock gewohnt. Er hatte sich in den letzten zwanzig Jahren kaum verändert. Damals war er um die fünfzig gewesen, jetzt war er siebzig, aber damals war mir ein Fünfzigjähriger älter vorgekommen als heute ein Siebzigjähriger. Mit dem Schlüssel in der Hand und der umgehängten Reisetasche stieg ich in den vierten Stock hinauf, nach Hause, nach fast zwanzig Jahren. Ich ging langsam, älter und stämmiger als jemals zuvor in diesem Treppenhaus. Auf der Tür stand mein Nachname. Die Tür war anders als früher, brandneu und einbruchssicher, wie sie, dem Treppenhaus nach zu urteilen, in Sarajevo sogar noch mehr in Mode sind als in Belgrad. Die weißen Holztüren, die in den achtziger Jahren zu allen Wohnungen in diesem Haus und vermutlich in ganz Sarajevo führten, muten dagegen wie primitive Theaterkulissen an, aber die Menschen hatten sich damals hinter solchen Türen sicherer gefühlt als heutzutage in ihren privaten Wohntresoren. Ich schloss auf. Es war heiß und dunkel. Mit intuitiver

Sicherheit ertastete ich augenblicklich und ohne zu zögern den Lichtschalter im Vorraum. Ich setzte meine Tasche ab und schloss hinter mir ab.

Nachdem ich alle Fenster aufgerissen hatte und mir bewusst geworden war, dass mich die langersehnte Rückkehr völlig gelassen hatte, sah ich die Bücher. Sie standen in der Vitrine. Die Vitrine war neu, deshalb hatte ich auch die Bücher im ersten Moment für neu gehalten. Sobald ich eine Wohnung oder ein Haus betrete, gucke ich mir immer als erstes die Bücher an. Schon an den Einbänden erkannte ich, dass es meine Bücher waren. Chaotisch, ohne jegliche Logik geordnet, aber unverkennbar meine: Jede Farbe, jedes Format, jede Prägung auf dem Buchrücken war mir vertraut. Zwanzig Jahre waren vergangen, alles hatte sich verändert, aber die Bücher waren noch da. Ich nahm sie einzeln heraus und legte sie auf den kleinen Couchtisch. Auf dem Tisch stand ein Aschenbecher. Ich brauchte eine Zigarette. So sehr mich die Zigarette vor der Haustür in die Vergangenheit zurück katapultiert hatte, so wenig konnte mich diese Zigarette in der Wohnung irgendwohin bringen. Obwohl meine Eltern geahnt haben mussten, dass ich rauchte, hatte ich es in Sarajevo niemals gewagt, mir in ihrer Gegenwart eine Zigarette anzuzünden. Aus einer abergläubischen Angst heraus rauchte ich damals fast nie in der Wohnung, selbst dann nicht, wenn ich sturmfrei hatte. Auch jetzt hatte ich, einem pubertären Reflex folgend, Zigaretten und Feuerzeug in der Manteltasche gelassen. Ich stand auf, holte die Rauchutensilien raus und legte sie auf den Tisch.

Gedichte. Viele Gedichte. Seit ich aus dem Teenageralter raus war, las ich fast keine Lyrik mehr. Schon der graphische Auftritt der Verse, die kurzen schwarzen Zeilen mitten auf der weißen Seite, wie Malewitschs Schwarzes Quadrat, trug mich in jene Zeit zurück. So wie ich früher vor der Haustür unbedingt noch eine Zigarette rauchen musste, musste ich im Bett vor dem Einschlafen unbedingt ein paar Gedichte lesen. So viele Male ich all diese Gedichte auch gelesen hatte, inzwischen waren sie mir fremd geworden. Der 1970 im Belgrader Verlag *Kultura* erschienene Band *Sechs Russische Dichter* öffnete sich von selbst auf der Seite mit Mandelstams

Gedicht *Leningrad*. Die erste Strophe war mit schwarzer Tinte umkringelt, offenbar von meiner eigenen Hand. *Meine Stadt sah ich wieder, den Tränen bekannt,/ Den geschwellenen Drüsen, dem ersten Zahn.* Ich konnte mich erinnern, wie viel mir diese Verse bedeutet hatten. Auch ohne die Tinte hätte ich mich daran erinnert. Bei unserem Umzug nach Sarajevo war ich zehn Jahre alt gewesen und einige Monate später an Mumps erkrankt. Als Kind schlief ich immer auf der Seite, und ich erinnere mich, dass ich in einer Nacht nicht einschlafen konnte, weil mir beide Ohren wehtaten. Eigentlich nicht einmal die Ohren, sondern der Teil des Nackens unmittelbar hinter den Ohren. Als mich meine Eltern am nächsten Morgen zur Schule weckten, hatte ich über Schmerzen geklagt und darüber, dass ich nicht schlafen konnte. Papa wollte wissen, wo genau es wehtat. Zuerst hatte er mir nicht glauben wollen, aber dann hatte er die Schwellungen ertastet und meine Eltern brachten mich zur Klinik. Wie ich später erfuhr, hatte man ihnen dort gesagt, dass es sich höchstwahrscheinlich um Mumps handelte, aber dass es auch etwas Schlimmeres sein könnte. Damals gab es kein Internet, kein Google, womit sich jede Sorge hätte untermauern lassen, aber meine Eltern fürchteten das Schlimmste. Jahre später erzählten sie mir von dieser Angst, und in Erinnerung an deren Ursache bedeutete mir die Anfangsstrophe von Mandelstams *Leningrad* seitdem besonders viel. Ich weiß nicht, woher ich damals die Ahnung einer Rückkehr hatte, aber ich weiß noch, wie sehr ich die Zeile mit den geschwellenen kindlichen Drüsen mochte. Nun war ich also zurückgekehrt in die Stadt, in der meine Drüsen einst angeschwollen waren, und hatte dennoch nicht das Gefühl, dass es meine Stadt war. Eine andere Strophe erschütterte mich allerdings, eine Strophe, an die ich mich nicht mehr erinnern konnte: *Diesen Tag im Dezember nun schnell noch verzehr,/ Wo mit Eigelb sich mischt der bedrohliche Teer.* Ich blätterte weiter vor, überflog mehrere Gedichte und blieb schließlich am Bildanhang hängen, an den Porträts der sechs russischen Dichter, deren ausgewählte Gedichte in der Übersetzung von Stevan Raičković in diesem Band vorlagen. Ich betrachtete das Schwarzweißfoto von Mandelstam und zündete mir noch eine Zigarette an. Auf der Schachtel stand, dass die Zigaretten zehn Milligramm Teer enthielten; das macht ein halbes

Milligramm pro Zigarette. *Diesen Tag im Dezember nun schnell noch verzehr,/ Wo mit Eigelb sich mischt der bedrohliche Teer.*

Ich legte das Buch weg, aufgeschlagen auf der Seite mit Mandelstams Porträtfoto. Beim Durchstöbern der Bücher aus längst vergangenen Tagen blätterte ich jedes einzelne zumindest oberflächlich durch. Dabei stieß ich auf zwei weitere Übersetzungen von *Leningrad*. In der Übersetzung von Branko Miljković war das Adjektiv *bedrohlich* verlorengegangen (*Diesen Tag im Dezember nun schnell noch erfahre,/ Wo mit Eigelb sich mischt der Teer*), um dreißig Jahre später in der Version von Fikret Cacan wiederaufzutauchen (*So schnell als möglich erkenne nun den Dezembertag,/ Wo mit Eigelb sich mischt der bedrohliche Teer*). Ich las bis halb drei Uhr morgens und rauchte die Zigarettenpackung, die ich in Belgrad erst angebrochen hatte, auf. Als ich schläfrig wurde, holte ich mein Pyjama aus der Tasche und schloss alle Fenster. Mein Zimmer gab es nicht mehr. Im Zimmer, das meine Eltern Schlafzimmer genannt hatten, stand kein Ehebett mehr. Wie in einem Motel standen stattdessen zwei schmale Betten an den Wänden. Obwohl ich mich in das Bett legte, das weiter vom Heizkörper entfernt stand, war mir zu heiß in der trockenen Luft. Aber draußen war es zu kalt, um bei offenem Fenster zu schlafen. Mir fiel ein Trick ein, den ich zwanzig Jahren nicht angewandt hatte. Einen breiten Topf mit Wasser füllen und auf den Heizkörper stellen. Bis zum nächsten Morgen verdunstet das Wasser, und die Luft ist nicht mehr so trocken.

II

Beim Aufwachen wusste ich sofort, wo ich war.

Ich hatte fest geschlafen, traumlos. Als ich die Augen aufmachte, empfand ich nicht die gewohnte kurze, kaum merkliche Verwirrung, die fast jeden überkommt, wenn er in einem fremden Bett aufwacht, vor allem nach der ersten Nacht. Wäre ich jünger und hätte einen Hang zur Sentimentalität oder zur Magie, hätte ich vermutlich angenommen, dass das Unbewusste oder die Seele den spezifischen Lichtwinkel wiedererkennt, in dem die Morgensonne auf den Kessel fällt, der Sarajevo einbettet; so registrierte ich lediglich das Ausbleiben der Verwirrung, hatte aber nicht das Bedürfnis, nach einer Erklärung dafür zu suchen. Es war Donnerstag, ich war allein in der Wohnung meiner späten Kindheit und frühen Jugend und hatte nicht den geringsten Plan für den Tag. Ich lag da und erinnerte mich.

Wir waren im Mai 1976 nach Sarajevo gezogen, in diese Wohnung in der *Ulica Palmira Togliattija* hundertdreißig, vor mehr als dreiunddreißig Jahren. Davor hatten wir in Donji Vakuf gelebt. Dort war ich aufgewachsen und vier Jahre lang in die Schule gegangen, ich hatte die vierte Klasse nur einige Tage vor unserem Umzug nach Sarajevo abgeschlossen. Die Wohnung war uns schon sicher zugeteilt worden, meine Eltern hatten nur noch das Ende meines Schuljahres abwarten wollen. Schon seltsam: So gleichgültig mir Sarajevo war, noch gleichgültiger war mir in jenem Frühling nach dem Umzug nach Sarajevo meine Heimatstadt gewesen. Ich hätte Geburtsstadt gesagt, wenn ich dort geboren worden wäre. Geboren bin ich aber in Travnik. Diese Stadt steht in allen meinen Dokumenten, obwohl ich nie dort gelebt habe. In Donji Vakuf gab es kein Krankenhaus, das nächste befand sich in Travnik, und so hatte mich meine Mutter dort zur Welt gebracht. Abgesehen von den ersten ein bis zwei Nächten im Krankenhaus habe ich nie in Travnik übernachtet. Ab und zu machten wir auf der Durchreise Halt in der Gegend, und aßen Čevapčići in

Plava voda. Mutter und Vater gerieten sich darüber immer in die Haare, weil Mutter immer vorschlug, wir könnten doch in *Plave vode* zu Mittag essen, woraufhin Vater sagte, der Ort heiße nicht *Plave vode*, sondern *Plava voda*, woraufhin Mutter wiederum stichelte: Das hat dir wohl deine Tussi beigebracht. Als meine Eltern sich im Studium kennengelernt hatten, war Vater mit einer Frau aus Travnik zusammen gewesen, von der er sich dann wegen meiner Mutter trennte, aber Mutter genoss es, ihn damit aufzuziehen, jedes Mal, wenn Travnik zur Sprache kam.

Ich habe oft gelesen, dass es die frühe Kindheit sein soll, die dem Leben den prägendsten Stempel aufdrückt. Auf mich trifft das nicht zu, denke ich. Wir hatten in einem Neubau am *Vrbas* gewohnt, vor dem Haus gab es eine Wiese mit ein paar Birken, aber weder ist der *Vrbas* für mich ein mystischer oder archetypischer Fluss, noch ist die Birke mein Lieblingsbaum. Ich ging nicht in den Kindergarten. Während meine Eltern arbeiten waren, passte die Oma, Papas Mutter, auf mich auf. Sie starb, als ich in die dritte Klasse kam. Damals war ich schon alt genug, um einen eigenen Schlüssel zu haben und nach der Schule zwei oder drei Stunden allein zu Hause zu bleiben. Oma und Opa mütterlicherseits und den Opa väterlicherseits habe ich nie kennengelernt. Sie waren vor meiner Geburt oder als ich noch ein Baby war gestorben. Meine Mutter stammt aus *Teslić*, aber sie fuhr nie dorthin. Onkel Bogdan, Mamas Bruder, lebte in *Doboj*, und Tante Duška, Vaters Schwester, in Sarajevo, schon noch vor unserem Umzug. Mutter hatte *Donji Vakuf* nie gemocht. Das ist nur ein etwas größeres Dorf als *Teslić*, betonte sie immer wieder gerne. Meine Eltern hatten sich im Studium in Sarajevo kennengelernt, und Mutter hatte immer darauf gedrängt, dass wir nach Sarajevo zogen. Nach Großmutters Tod hatte Vater angefangen, sich und Mutter mit Tante Duškas Hilfe Arbeit in Sarajevo zu suchen. Tante Duška war Staatsanwältin und außerdem ein gewisser Faktor in der Partei, ich vermute mal ein recht gewichtiger Faktor, hatte sie es doch geschafft, in relativ kurzer Zeit eine Arbeit für einen Bauingenieur und eine Englischlehrerin einschließlich einer Wohnung herauszuschlagen.

Ich kehrte *Donji Vakuf* leichten Herzens und ohne Bedauern den Rücken, weil ich dort nichts zurückließ, was mir etwas bedeutete. Es gab dort einfach niemanden, der mir nahe stand. Als Kind war ich einsam und spielte am liebsten alleine. Nach vier Jahren hatte ich mich zwar an meine Klasse gewöhnt, auch die Schule mochte ich instinktiv, aber mir war klar, dass meine Klasse, die 4d, nicht als 5d weiterbestehen würde, sondern dass man uns alle durcheinander mischen würde, unter anderem im Hinblick darauf, für welche Fremdsprache wir uns entscheiden würden. Selbst in *Donji Vakuf* würde ich also nicht mehr mit den vertrauten Kameraden und Kameradinnen die Schulbank drücken, und so verlor auch die letzte mögliche, gleichwohl auch wacklige Verbindung mit der Heimatstadt an Wert. Ich freute mich auf die Veränderungen, ich freute mich auf Sarajevo.

Zugegebenermaßen bekam ich die Veränderungen im ersten Sommer noch gar nicht zu spüren. Draußen färbte sich der Himmel hellblau, die Blätter grün, die Sonne golden, ich aber saß zu Hause und las. Ich las namhafte Krimis, am liebsten von Arthur Conan Doyle und Agatha Christie. Ich lass alle Bücher mit Sherlock Holmes, derer ich habhaft werden konnte, und ich erinnere mich noch an die Angst, bald alle Abenteuer von Sherlock Holmes ausgelesen zu haben. Die Angst, eines Tages ohne Sherlock Holmes leben zu müssen, war stärker als das Gefühl, ohne irgendjemanden in *Donji Vakuf* zu leben.

Diese alten Ausgaben von Doyle besitze ich noch immer. Ich habe sie nach Belgrad mitgenommen. Ich hätte sie auch hier lassen können, dachte ich jetzt, sie hätten genauso auf mich gewartet wie meine Gedichtbände. Kaffee, ich brauchte dringend einen Kaffee. Ich wusste nicht, ob es irgendwo in der Wohnung Kaffee gab, aber es war einerlei, ich hatte ohnehin keine Zigaretten mehr. Also musste ich hinaus, zumindest kurz. Draußen schneite es nicht mehr, dafür lag überall der widerliche, dichte, stinkende Nebel, an den ich mich noch so gut erinnern konnte. Von Oktober bis Anfang April sorgte dieser Nebel jeden Morgen dafür, dass Sarajevo nur bedingt zum Siedlungsgebiet taugte. Der ganze Talkessel ist voll davon, am schlimmsten ist

es zwischen *Pofalići* und *Nedžarići*. Im Zentrum gibt es ein paar dieser sogenannte alteingesessenen Sarajevoer, die stolz darauf sind, monate- oder jahrelang nicht weiter als bis *Marindvor* rausgekommen zu sein. Wenn so jemand im Herbst oder im Winter am frühen Morgen beispielsweise zum Flughafen hinausfährt, erlebt der sein blaues Wunder: Während zwischen *Bašćaršija* und *Marindvor* die Sonne scheint, versinken die Bezirke *Pofalići*, *Socialno*, *Malta*, *Čengić-Vila*, *Otoka*, *Alipašino* und *Nedžarići* im schwarzgrauen Smog. Diesen Nebel hatte ich nun seit zwanzig Jahren nicht mehr zu spüren bekommen. Ich hatte keine Lust, auf die Straße zu gehen, aber ich musste Kaffee, Zigaretten und etwas zu essen kaufen.

Es war nicht so kalt, wie ich erwartet hatte. Der Nebel war fürchterlich, aber ich beschloss, trotzdem einen kleinen Spaziergang zu machen und nicht das erstbeste Lebensmittelgeschäft aufzusuchen. Ich folgte den Fußspuren im Neuschnee bis zum ersten geräumten Gehsteig gegenüber der Schule. Es war halb elf, die Kinder kehrten gerade ins Schulgebäude zurück; große Pause, dachte ich, vor dreißig Jahren hatten wir sie um dieselbe Zeit gehabt. Ich betrachtete die kleinen Kinderköpfe und dachte, dass mich ein Beobachter vom Balkon für einen Pädophilen halten könnte. Heutzutage ist es offenbar nicht normal, Kinder zu mögen, wenn man nicht der Vater, Onkel, Großonkel oder Großvater dieser Kinder ist. Jede Zärtlichkeit, jegliches Gesprächsangebot oder Spiel mit Kindern gilt als Belästigung. Nur eine verwandtschaftliche Beziehung schützt vor einem solchen Vorwurf, trotz der Tatsache, dass es in der Realität in erster Linie die eigenen Väter, Onkel, Großonkel und Großväter sind, die Kinder missbrauchen. Falls jetzt ein Polizist auf mich zukommen und mich fragen sollte, was ich da mache, was soll ich ihm antworten? Ich bin vor dreißig Jahren in diese Schule gegangen, könnte ich beispielsweise sagen, deshalb gucke ich mir diese Kinder an und frage mich, ob sie sich mit demselben Käse herumplagen wie wir früher, ob sie sich wegen derselben Banalitäten sorgen, ob sie dieselben unnützen Fakten lernen müssen. Ich wage zu bezweifeln, dass er sich mit dieser Art von Antwort zufriedengeben würde. Würde ich hingegen behaupten, ich gucke nur, ob der Kleine von meiner Schwester aufpasst,

wenn er über die Straße geht, wäre das eine ganz andere Geschichte.

Ich bog nach rechts ab, in die Stadt, wie man zu sagen pflegte. Auf das Gebäude, das mal ein Lebensmittelgeschäft gewesen war, hatte jemand etwas gekritzelt: *Ch.Willa is hell*. Das Graffito sah alt aus, aber nicht so alt, dass ich es wiedererkannt hätte. Ein oder zwei Meter darüber war ein grünes Schild angebracht, auf dem in weißen Lettern der Straßename zu lesen war: *Gradačačka*. Es gibt keinen Palmiro Togliatti in Sarajevo mehr. Die nordbosnische Kleinstadt *Gradačac* hatte den italienischen Kommunisten ersetzt. Ich wusste, dass man viele Straßennamen in Sarajevo geändert hatte, aber am meisten tat es mir um meine Straße Leid, wegen Palmiro Togliatti. Als kleiner Junge hatte ich nicht die geringste Ahnung gehabt, wer Palmiro Togliatti war. Wegen des Genetivs im Straßennamen hatte ich sogar eine Zeitlang geglaubt, dass er Palmir und nicht Palmiro hieß; da ich den Namen Almir kannte, erschien es mir logisch, dass es auch den Namen Palmir geben müsste. Mit der Zeit fing er an, mir etwas zu bedeuten. Ich mochte meine Straße, und also auch den Mann, nach dem sie benannt war. Er war ein interessanter und gefährlicher Typ gewesen, zumindest schlussfolgerte ich das aus allem, was ich über ihn gelesen hatte: ein kommunistischer Idealist, der in den späten Zwanzigern und frühen dreißiger Jahren in Europa herumgereist war, wie der Protagonist aus den Geschichten von Danilo Kiš; im Spanischen Bürgerkrieg hatte er sich in Stalins Auftrag an Erschießungen von Trotzisten beteiligt, die ersten Jahre des Zweiten Weltkriegs verbringt er in der Sowjetunion, nach dem Krieg wird er italienischer Justizminister und ein Freund Titos. Er stirbt in der berühmten Stadt Jalta, in der zwanzig Jahre zuvor Stalin, Churchill und Roosevelt Europa in Einflussphären aufgeteilt haben. Mitte der dreißiger Jahre benutzte er als Mitglied des Sekretariats der Kommunistischen Internationale den Decknamen Ercole Ercoli. Meine erste Email-Adresse, die ich mir in den späten Neunzigern zulegte, lautete ercole.ercoli@yahoo.com. Ich weiß nicht, wo überall Straßen nach ihm benannt wurden, aber die größte postume Ehrung wurde ihm zuteil, als die Stadt *Stawropol-Wolschskij* an der Wolga in *Togliatti* unbenannt wurde. Das ist nicht etwa irgendein

Kaff, die Stadt hat siebenhunderttausend Einwohner und ist fast doppelt so groß wie Sarajevo. Nach dem Fall des Kommunismus erhielt die *Ulica Palmira Togliattija* einen neuen Namen, während die Stadt *Togliatti* ihren Namen behielt. Im Wettbüro muss ich immer an die Stadt und damit auch an Togliatti denken, vor allem im Winter. Der Hockeyclub Togliatti aus *Togliatti* spielt in der ersten russischen Liga, und wenn das Angebot im Fußball schlecht ist, was im Winter normalerweise der Fall ist, setze ich meine Wetten auf Hockey. Leningrad und Stalingrad gibt es nicht mehr, *Togliatti* aber schon. Es gibt kein *Pucarevo* und kein *Kardeljevo* mehr, *Titograd* ist auch verschwunden, dafür gibt es *Zrenjanin* noch.

Ich dachte an *Zrenjanin*, und Valentina fiel mir ein. Sie ist aus *Zrenjanin*, und für mich ist sie wohl das, was für Palmiro Togliatti Nilde Iotti war; wir leben zusammen, sind aber nicht verheiratet, zum Teil aus Faulheit, zum Teil aus einer geradezu reflexartigen Panik vor der Konvention. Hätte Valentina nicht ein einmonatiges Forschungsstipendium in Amerika erhalten, wäre ich jetzt vermutlich gar nicht in Sarajevo. Wie oft hat sie versucht, mich zu einer gemeinsamen Fahrt nach Sarajevo zu überreden, immer habe ich abgelehnt. Wie so viele Menschen, die noch nie in Sarajevo gewesen sind, ist sie gewissermaßen a priori in diese Stadt verliebt und glaubt ohne irgendeinen konkreten Anhaltspunkt, sie könnte hier einen Mordsspaß haben. Ich habe dort nichts verloren, erwiderte ich üblicherweise, ich habe für den Rest meines Lebens genug von Sarajevo. Als ich im Sommer, irgendwann im Juni, per Mail die Einladung zu unserer fünfundzwanzigjährigen Abiturfeier bekommen hatte, hatte ich kurz gedacht: Eigentlich könnte ich ja hinfahren. Es stellte sich aber heraus, dass die Feier für den einundzwanzigsten August angesetzt war. Valentina und ich hatten da schon eine Reise nach Portugal gebucht, vom sechzehnten bis zum dreißigsten. Wir waren noch nie in Portugal gewesen und hatten uns sehr auf diese Reise gefreut. Unser letzter Ausflug mit Visum, scherzten wir untereinander. Würdest du lieber nicht nach Lissabon fahren, sondern nach Sarajevo?, fragte sie, als ich ihr von der Abiturfeier erzählte. Ich bin vielleicht ein bisschen durchgeknallt, antwortete ich, aber so durchgeknallt dann auch

wieder nicht.

Offenbar waren alle zur Abiturfeier erschienen außer mir und Alisa. Viele meiner Klassenkameraden, mit denen ich rund zwanzig Jahre lang keinen Kontakt gehabt hatte, nahmen im Anschluss an die Einladung meine Email-Adresse in ihre Adressenlisten auf. Sie schickten mir Massenmails mit Witzen und Kuriositäten, die ich sofort löschte, sie luden mich zu Facebook ein, was ich ignorierte, und ab und zu erhielt ich auch eine Mail, die ich las. Nach unserer Rückkehr aus Portugal war mein Posteingangsordner voll von Mails mit Fotos. Es kamen Massenmails mit Fotos von der Feier, und während ich die gealterten und veränderten Gesichter anguckte, fragte ich mich, ob ich, wäre ich dabei gewesen, den anderen auch so viel älter erscheinen würde. Fünfundzwanzig Jahre; viel, und auch wieder wenig. Als ich gestern im Gedichtband *Sechs russische Dichter* blätterte, stieß ich auf zwei unterstrichene Verse von Blok: *Und magst du noch ein Vierteljahrhundert leben - / Es ist ausweglos, alles*. Ich hatte diese Zeilen vor etwa einem Vierteljahrhundert unterstrichen, vermutlich ohne davon auszugehen, dass ich noch ein Vierteljahrhundert leben würde. Ich denke, ich kann das Gefühl, mit dem ich diese Verse damals gelesen und das mich veranlasst hatte, sie zu unterstreichen, heute erahnen. Ich bilde mir auch ein, damals wirklich geglaubt zu haben, dieses Gefühl, dass alles ausweglos sei, bis an mein Lebensende nicht mehr loszuwerden, vielleicht noch ein Vierteljahrhundert lang, vielleicht sogar noch länger. Der Poet hatte bis zu einem gewissen Grad Recht, so wie ich auch, denn das Gefühl hat noch immer Bestand. Etwas hat sich allerdings verändert: Die Bedeutung, die ich ihm beimesse. Vor einem Vierteljahrhundert dachte ich noch, diese Ausweglosigkeit und die Ahnung, dass es ein dauerhaftes Gefühl wäre, sei etwas unendlich Wichtiges, etwas, worüber man ein Gedicht verfassen müsste. Heute ist dieses Gefühl für mich selbstverständlich und trivial, und meine jugendliche, durch Poesie inspirierte Resignation erscheint mir rührend und ein wenig lächerlich zugleich.

Adela Kurtović, unsere ehemalige Klassensprecherin, beziehungsweise

Vorsitzende der Abteilungseinheit, wie es damals offiziell hieß, trägt heute den Nachnamen Kurspahić. Damals hatte es noch keine Diktatur des Gender Mainstreaming gegeben, aber Adela hatte immer betont, sie sei kein Klassensprecher, sondern eine Klassensprecherin. Offensichtlich hatte sie den Nachnamen ihres Mannes angenommen, dachte ich, als ich ihre Mail aufmachte, und die bizarre Alliteration, die sich für vulgäre Scherze, wie in Sarajevo üblich, bestens eignete, muss der Grund dafür gewesen sein, warum sie sich gegen einen Doppelnamen entschieden hatte. Adela hatte keine Fotos mitgeschickt. Es schien ihr viel eher ein Bedürfnis gewesen zu sein, das Klassentreffen gewissermaßen offiziell noch einmal Revue passieren zu lassen. Sie schrieb, wie schön es doch sei, dass alle ehemaligen Abiturienten heute jeder für sich erfolgreiche Menschen geworden seien, dass die meisten Familien und Kinder hätten, manche dieser Kinder sogar selbst schon Abiturienten seien, das Allerbeste sei jedoch die Tatsache, dass niemand von unserer Klasse im Krieg umgekommen sei und dass wir als Jahrgang nach wie vor einen Zusammenhalt verspürten, was daran ersichtlich sei, dass manche von uns einen weiten Weg auf sich genommen hätten, aus den USA, aus Kanada, Schweden, Deutschland und Israel. Nur zwei hätten gefehlt. Über mich schrieb Adela, ich sei verhindert gewesen, und über Alisa, dass sie, wie manche schon vor dem Klassentreffen gewusst hätten und manche nicht, unmittelbar vor dem Krieg im Februar 1992 bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen sei. So erfuhr ich von Alisas Tod. Mir war schon aufgefallen, dass sie auf den Fotos gefehlt hatte. Ich hatte angenommen, dass sie nicht zum Klassentreffen erschienen war, aber ich wäre niemals auf die Idee gekommen, dass sie tot sein könnte, schon volle siebzehn Jahre lang tot. Mit siebzehn waren wir zwei oder drei Monate enger befreundet gewesen. Damals bereiteten wir uns auf einen Mathematikwettbewerb vor. In Sarajevo belegte das Zweite Gymnasium regelmäßig die ersten drei Plätze, nicht umsonst trug es den Titel „das Mathematische“. Die Slavnić, unsere Mathematiklehrerin, setzte alle ihre Hoffnungen darauf, dass wenigstens einer von uns zumindest den dritten Platz belegen möge, wenigstens Bronze, wiederholte sie ständig. Montags und mittwochs blieben wir nach dem Unterricht in der Schule und

lösten mathematische Aufgaben unter der gestrengen Aufsicht von Frau Professor Slavić. Anschließend gingen wir auf einen Kaffee. Ich war nicht verliebt in sie, aber sie gefiel mir. Sie war allerdings schon lange mit diesem Nikšo zusammen, der Handball spielte und Forstwirtschaft studierte. Ich glaube, sie wusste, dass sie mir gefiel, deshalb machte es ihr Spaß, ein bisschen mit mir herum zu flirten. So ging das bis zum Wettbewerb. Alisa errang den vierten Platz, ich wurde siebter, wobei Alisa ein einziger Punkt zur Bronze fehlte, die die Slavić so heiß herbeigesehnt hatte. Wir blieben gute Freunde, unternahmen aber nichts mehr zu zweit. Trotzdem, in meinem noch nicht vollendeten vierundvierzigsten Lebensjahr bedeuten mir diese wenigen Monate viel. In Alisas nicht zu Ende gelebten sechszwanzig Jahren müssen sie auch etwas bedeutet haben.

Ich schaute mir die Fotos von der Abiturfeier oft auf dem Rechner an. Valentina wollte wissen, ob ich es bedauerte, nicht dabei gewesen zu sein. Nein, sagte ich und das war nicht gelogen. Die Tom-Sawyer-Position, sie alle zu sehen, zumindest auf Fotos, während sie mich nicht sehen konnten, gefiel mir. Noch besser wäre nur, dachte ich, so wie Tom an seiner eigenen Trauerfeier selbst an der Abiturfeier teilgenommen zu haben, aber unsichtbar. Aber auch so unterschied sich die Erfahrung nicht sonderlich davon, mit all den vielen Fotos, aufgenommen mit verschiedenen Fotoapparaten, aus verschiedenen Winkeln, von verschiedenen Menschen, in verschiedenen Momenten der mehrstündigen Feier. Und da alle Fotos digital waren, reichte es, mit dem Cursor auf ein Foto gehen, um den Aufnahmezeitpunkt herauszufinden. Ich hatte das Gefühl, wenn es mir gelänge, die Fotos so schnell durchzublättern wie die Zeichnungen am Rand der Zeitungsbeilage *Politikin zabavnik*, die Kindern das Prinzip der Zeichentrickfilme veranschaulichen sollten, bekäme ich eine verkürzte Aufnahme des Abends zu sehen, vergleichbar der Kurzfassung von Fußballspielen, die sie manchmal im Anschluss an die Nachrichten im Fernsehen zeigen, oder wie diese Zusammenfassungen, die man in den Champions League-Nächten zu sehen kriegt. Die Mädchen, oder besser, die Frauen, hatten sich schön zurechtgemacht, und man konnte den Eindruck gewinnen, die

heftigsten Stimmungskanonen seien dieselben wie vor fünfundzwanzig Jahren. In unserer Klasse hatte es exakt fünf Mal mehr Mädchen als Jungs gegeben, und bei der Feier waren sechs Mal mehr Frauen als Männer anwesend. Diese leicht zu lösende Gleichung stelle ich Alisa zu Ehren auf; wir waren dreißig Schüler gewesen, fünf Jungen und fünfundzwanzig Mädchen. Auf allen Fotos suchte ich unter den vielen Frauen nach Mladen. Nur seinetwegen tat es mir ein bisschen leid, dass ich nicht dabei gewesen war. Heute, keine vier Monate später, bin ich tatsächlich seinetwegen hier.

Vorgestern, am Dienstag, irgendwann am Nachmittag, bekam ich eine Mail von Adela Kurspahić. Ich hatte schon drei Monate nicht mehr an das Klassentreffen gedacht. Der Betreff lautete: Benachrichtigung; insofern war sofort klar, dass es sich um eine Massenmail handeln musste. Fast hätte ich sie ungelesen gelöscht. Die Mail enthielt exakt sieben Worte: Mladen ist tot, Beerdigung ist am Freitag. Zuerst ärgerte ich mich über Adela. Schließlich verschickte sie ja kein Telegramm oder eine SMS, sie hatte also keinen Grund, mit Worten zu geizen. Warum schrieb sie nicht, wie er gestorben war, woran. Dann machte ich die Datei mit den Fotos von der Abiturfeier auf. Mladen schien sich vor dem Objektiv versteckt zu haben. Auf den wenigen Fotos, auf denen er zu sehen war, hielt er den Kopf meistens gesenkt oder verdeckte ihn mit einem erhobenen Glas. Auf zwei, drei Fotos, die ansonsten gestochen scharf waren, war nur sein Gesicht verschwommen. Nur auf einem einzigen Foto, auf dem er ausgerechnet neben Adela sitzt, aus unmittelbarer Nähe aufgenommen, ist er gut zu sehen, er ist unrasiert, trägt ein sauberes weißes Hemd und der Blitz scheint ihn überrascht zu haben. Seine Stirn ist zwar nicht gerunzelt, aber doch von Falten durchzogen. Mladen sah, zumindest für mich, unendlich traurig aus. Als ich das Foto zum ersten Mal sah, fragte ich Valentina, was für einen Eindruck dieser Mann auf sie machte, sie guckte scharf hin, überlegte kurz und sagte dann: einsam.

Ich fasste den Entschluss, nach Sarajevo zu fahren, auf der Stelle, wohlwissend, dass ich es mir anders überlegen würde, wenn ich mir Zeit zum

Nachdenken ließe. Papa hatte erwähnt, dass die Wohnung in Sarajevo bis zum neuen Jahr leer stehen würde. Ich rief ihn an und bat ihn, Hikmet zu benachrichtigen, dass ich in den nächsten Tagen kommen würde. Dann rief ich bei der Fluglinie JAT an und buchte einen Flug für den nächsten Morgen. An diesem Dienstagabend chattete ich mit Valentina, ohne ihr zu sagen, dass ich nach Sarajevo fuhr. Ich weiß auch nicht warum, ich hatte nicht vor, es ihr zu verschweigen. Sie schrieb, sie sei gerade in der Bibliothek, *dort* sei es erst drei Uhr Nachmittag, sie würde mich vermissen und sich Sorgen machen, ob ich genug zu essen hätte, ich könnte doch nicht dauernd in Restaurants essen und zu Hause von Konserven und Brotaufstrich leben, ich sollte doch meine Eltern besuchen, die sich ohnehin immer beschwerten, dass ich so selten zu ihnen käme. Wenn ich das mache, schrieb ich, kommunizieren wir per SMS weiter, du weißt ja, dass sie kein Internet haben, ich könnte wirklich ein paar Tage zu ihnen fahren. Super, schrieb sie, und ich wusste, dass ich meine Pläne ab diesem Moment bewusst vor ihr verschleierte. Ich weiß nicht, warum ich ihr nicht sagen wollte, dass ich nach Sarajevo fuhr, nach zwanzig Jahren in meine Stadt zurückkehrte, zur Beerdigung eines Freundes.

III

Der Name war anders, aber die Büste war geblieben.

Ich lief mit meinen Einkaufstaschen zurück zum Haus. Neben der großen neuen Brücke im leicht futuristischen Design war auch die schmale Fußgängerbrücke, die ich noch aus meiner Kindheit kannte, und über die ich zum Supermarkt gelangte. Die Eingangstür aus Glas zierten verschiedene Kreditkartenlogos und ich entschied, alles, was ich brauchte, hier zu kaufen und die Suche nach einer Bank, in der ich meine Euros tauschen konnte, aufzuschieben. Ich kaufte Brot, Milch, eine Flasche Whisky, eine Flasche Mineralwasser, eine Dose Instantkaffee, zwei Thunfischbüchsen, ein Glas Oliven, vakuumverpackten Rinderschinken, ein Stück Travnik-Käse, Margarine, Trappistenkäse und zwei Packungen Zigaretten. Auf dem Rückweg blieb ich an der Brücke stehen. Sie war auf den Namen „Brücke der bosnisch-malaysischen Freundschaft“ getauft, musste also auch zum Bosmal-Komplex gehören, dachte ich. Auf der gegenüberliegenden Seite schossen zwei riesige Wolkenkratzer in die Höhe, die sich auf eine groteske Weise nicht ins Stadtbild fügen wollten. Später blieb ich auch vor der Schule stehen. Auf dem Schulhof waren keine Kinder. An der Außenfassade des Gebäudes war eine Tafel mit dem Namen der Schule angebracht. In diesem Gebäude war ich seinerzeit in die *Petar Dokić*-Grundschule gegangen, für die heutigen Kinder hieß die Schule *Osman Nakaš*. Die Büste des Volkshelden Petar Dokić hatte man aber vor dem Schulgebäude stehenlassen. Unter seinem Namen standen auch seine Lebensdaten, 1917-1942. Petar Dokić hatte seinen sechszwanzigsten Geburtstag nicht mehr erlebt, ebenso wenig wie Alisa ein halbes Jahrhundert später, also zwei Mal ein Vierteljahrhundert. Die Auslöschung von Petar Dokić hatte sich allerdings nicht ganz so irreversibel vollzogen wie die Auslöschung von Palmiro Togliatti.

Durch den Schnee stapfte ich von der Schule nach Hause, ganz genau wie vor dreiunddreißig Jahren. Ende September oder Anfang Oktober 1976 war ich nach

wenigen Wochen in der Klasse 5c der *Petar Dokić*-Schule an Mumps erkrankt. Mehr als einen Monat lang konnte ich nicht in die Schule gehen und als ich endlich wieder hinging, schneite es schon bald. Meine erste Erinnerung an diese Schule ist mit Schnee verbunden. Gestern Abend hatte mir das junge Mädchen zufällig die Haustür aufgemacht, diesmal schloss ich selbst auf. Mit Einkaufstaschen in den Händen statt einer Schultasche auf dem Rücken stieg ich in den vierten Stock hinauf.

Vielleicht war es tatsächlich Dezember gewesen, vor dreiunddreißig Wintern, als etwas passierte, womit ich meine erste Erinnerung an Mladen verbinde. Nach meiner Mumps-Erkrankung musste ich auf ärztlichen Rat hin einige Wochen lang dem Turnunterricht fernbleiben. Ich fühlte mich schwach und brauchte noch Zeit, um mich von der Krankheit zu erholen. Hätte ich etwas zu sagen gehabt, hätte ich mich überhaupt für immer vom Turnunterricht befreit. Da ich als Kind meistens allein war, machten mir ballspielende Kinder eher Angst, als dass es mich zu ihnen gezogen hätte. Irgendwann ließ sich jedoch der Tag nicht mehr vermeiden, ich denke, es war im Dezember, als ich mir im Umkleideraum zwischen lauter vorpubertären oder frühpubertären Jungen Shorts, T-Shirt und Turnschuhe anziehen und anschließend mit allen anderen in den Turnsaal rennen musste. Der Umkleideraum war für mich ein Schock. Ich genierte mich schrecklich und zog mich ganz schnell in einer Ecke um, sodass mir niemand zugucken konnte. Alles war so befremdlich. Aus irgendeinem Grund hatten die wenigen Turnstunden im September vor meiner Erkrankung nicht im Turnsaal stattgefunden, sondern im Schulhof, missmutig und in Straßenkleidung waren wir herumgelaufen und hatten Dehnübungen absolviert. In meiner Abwesenheit hatten jetzt schon an die schon zwanzig oder dreißig Turnstunden stattgefunden, und jeder hatte seinen Platz in der Umkleidekabine gefunden. Während schon der Gedanke, jemand könnte mich in Unterwäsche sehen, bei mir Panik auslöste, machten sich meine Mitschüler einen Spaß daraus, kurz ihre Unterhose runter zu ziehen und unter Gelächter, Beifall und Geschrei ihre kindlichen Pimmel zur Schau zu stellen. Ein scharfer und unangenehmer Schweißgeruch hing in dem kleinen Raum in der Luft, noch nicht ganz männlich, auch nicht mehr ganz

kindlich. Meine schwarzen Socken mit Karomuster, spaßeshalber „Baklawa-Socken“ genannt, stachen heraus aus der Menge der weißen Sportsocken mit zwei oder drei blauen oder roten Streifen. Der pure Horror, der mich in der Umkleidekabine überfiel, ging im Turnsaal übergangslos weiter. Weil die Mädchen länger brauchten, bis sie umgezogen waren, wirkte der Turnsaal zunächst wie eine größere Jungsumkleide, bis die Mädchen und schließlich Emir, der Turnlehrer, dazukamen. Von der Tür her brüllte er: „Antreten!“ und das war das Startsignal, uns aufzuteilen: die Jungs links, die Mädchen rechts; beide Gruppen hatten eine Reihe zu bilden und uns dabei der Größe nach aufzustellen: vom Größten bis zum Kleinsten. Ich war neu und war mir nicht ganz sicher, wo ich mich einreihen sollte, also stellte ich mich irgendwo in die Mitte, wo ich auch hingehörte. Aber natürlich zeigte Emir mit dem Finger auf mich. „Du“, sagte er, „einen Platz weiter, du bist größer als Neven.“

„Laufen im mittleren Tempo“, lautete die Turnlehrer-Ansage, und so liefen wir ein paar Runden. „Antreten!“, brüllte er wieder, und als wir uns in Reih und Glied aufstellten, sagte er: „Die Mädchen zum oberen Korb, die Jungs zum unteren, wir spielen Basketball.“

In der 5c-Klasse gab es vierzehn Jungen und siebzehn Mädchen. Es war offensichtlich üblich, beim Basketball Dreier-Teams zu bilden und am Korb bis zu elf Punkten zu spielen. Mladen und Neven waren anscheinend die unangefochtenen Teamkapitäne und durften sich deshalb aussuchen, mit wem sie spielen wollten. Sie schnippsten aus, wer anfangen durfte. Mladen gewann und wählte – mich. Es wäre untertrieben zu sagen, dass ich aus allen Wolken fiel. Außer mit meinem zufälligen Banknachbarn Amir hatte ich noch zu keinem meiner Klassenkameraden ein engeres Verhältnis aufgebaut, auch nicht mit Mladen. Neven war offensichtlich genauso überrascht, dass Mladen ausgerechnet mich gewählt hatte. Ich kann mich nicht erinnern, wer an diesem Tag der Dritte in unserem Team war, aber ich kann mich gut erinnern, dass wir Nevens Team eine Niederlage zufügen konnten. Das ging einzig und allein auf Mladens Kappe. Er war die geborene Sportskanone,

talentiert für jede Art von Ballspiel, davon konnte ich mich später regelmäßig überzeugen. Er war mit Abstand der beste Fußballer in unserer Klasse, der beste Basketballer und der beste Handballer. Er war zwar weder der Schnellste, noch der Stärkste oder der Größte, aber er hatte diese spezifische Intelligenz, die für herausragende Leistungen im Ballspiel unerlässlich ist. Mladen war nicht egoistisch, in seinem Team spielte jeder besser als sonst. Bei unserem ersten gemeinsamen Match war eigentlich ich es, der den letzten, entscheidenden Punkt erzielte, natürlich mit Mladens Unterstützung. Er hatte mir den Ball zugespielt, als ich links vom Korb stand, seitlich, vielleicht einen Schritt außerhalb des Anspielkreises. Ich habe den Moment noch vor Augen, wie ich meine Arme in die Höhe schwang und den Ball warf, nicht mit beiden Händen, wie die meisten, sondern ich hielt den Ball in der Linken, stieß ihn mit der Rechten an und er schoss in die Höhe, ich erinnere mich noch genau an seine Flugkurve und dass ich in diesem Moment ganz genau wusste, dass der Ball im Korb landen würde. Mladen applaudierte, kam auf mich zu und umarmte mich. „Hab ich’s doch gewusst, dass ich den Richtigen gewählt habe“, sagte er.

Zurück in der Wohnung packte ich in der Küche die Einkaufstaschen aus und schaltete den Fernseher ein. Es gab etwa sechzig Kanäle. Auf ein paar Sportkanälen lief die Wiederholung eines Basketballmatches. Die ganzen vier Jahre hindurch, von der fünften bis zur achten Klasse, zweimal wöchentlich im Turnunterricht und später, wenn wir nach der Schule spielten, wählte Mladen mich in sein Team, immer. Der dritte Spieler wechselte, aber er und ich waren gesetzt. Als Basketballer war ich durchschnittlich. Vielleicht lag ich im Fußball leicht über dem Durchschnitt, Handball spielte ich nicht, aber als Basketballer war ich absolutes Mittelmaß. Höchstens mit einem Spieler mit zwei linken Händen hätte Mladen vielleicht mal verloren, aber ansonsten gewann er immer, egal, wer in seinem Team war; aber er hatte eben beschlossen, ausgerechnet mit mir zu gewinnen. Wenn wir Fußball spielten, wählte er immer mich zuerst, aber im Fußball spielten wir in Fünfer- oder Sechserteams, da machte ein einzelner Spieler keinen riesigen Unterschied, außerdem war es beim Fußball nicht ganz so abwegig, dass mich jemand wegen meiner Spielfertigkeit

wählte. Aber Basketball war eine ganz andere Geschichte, Basketball war Mladens Lieblingssport. Er trainierte damals schon für „Bosna.“ Das war in den goldenen Zeiten, als „Bosna“ europäischer Champion und Mirza Delibašić in Bestform war. Mirza war Mladens Idol, aber selbst wenn Mladen ihm ursprünglich nachgeeifert hatte, entfaltete sein Spiel mit der Zeit eine eigene Eleganz, die an Mirzas Spielweise erinnerte, ohne jedoch wie pure Imitation zu wirken.

Dank Mladen verlor ich meine Angst vor dem Turnunterricht schnell. Seitdem freute ich mich geradezu darauf. Sport war, zumindest im damaligen Sarajevo und in einem Alter, in dem Teenager und Pubertierende ihren Platz in der komplizierten Rangordnung ihrer Generation suchten. In amerikanischen Filmen und Fernsehserien funktioniert das auch in der High School noch weiter, aber bei uns verhielt es sich anders; in meiner Erfahrung findet die Dominanz des Sports mit dem Gymnasium ein Ende, auf einmal wird es wichtiger, was man hört, was man liest und was man trägt. Das Image des Sportlers ist nicht mehr das einzige positive und attraktive. Dank Mladen blieb ich in dieser Rangordnung nicht länger ein Nichts und ein Niemand, denn erst wenn man sich über den Sport Eintritt in diese Hierarchie verschafft hatte, fanden auch andere Eigenschaften Berücksichtigung. Klassenbester wäre ich vermutlich auch ohne meine Freundschaft mit Mladen geworden, aber in diesem Fall wäre ich automatisch als Streben abgestempelt worden. So aber wurde stattdessen immer wieder hervorgehoben, dass ich nicht viel lernte, dass ich so gut wie gar nicht lernte, also dahingehend, dass ich mich nicht „auf die Schularbeiten vorbereitete“ und trotzdem Klassenbester war. „Er ist eine *Kapazität*“, hatte Neven mal über mich gesagt, und diese Phrase blieb an mir hängen, und zwar völlig ironiefrei, was mich rückblickend am meisten verwundert. Und noch etwas war wichtig. Die Positionierung in der Rangordnung war damals die einzige Möglichkeit, von den *Mädels*, wie wir damals sagten, bemerkt zu werden. Das einzige Attribut, das einzige Prädikat, die einzige Qualifikation, die zwölfjährigen Mädchen zu der Zeit verwendeten, um einen Gleichaltrigen aus der Masse herauszuheben, lautete: *süß*. Von den vierzehn, die wir in der Klasse waren, galten höchstens drei oder vier als

süß, und zu meiner großen Überraschung war einer davon ich.

Ich machte die Thunfischbüchse auf, gab einige Oliven dazu und aß. Mich zog es nicht hinaus. Das Wetter war katastrophal, es war ein widerlicher Sarajevoer Dezembertag, an dem der Nebel sich erst bei Einbruch der Dunkelheit ein wenig lichtet. An Tagen wie diesen muss man den ganzen Tag das Licht in der Wohnung anlassen. Ich wusste längst, wie ich den Rest des Tages, den Abend und die Nacht zu verbringen gedachte; ich aß eigentlich nur, um eine Ausrede zu haben, um mit dem Trinken anzufangen. Anschließend goss ich mir einen Whisky ein.

Mladen hatte mein Leben verändert, aber ich vermute, dass auch ich seines verändert habe. Nicht gleich zu Anfang, in der ersten Zeit, aber ziemlich bald kamen wir uns auch außerhalb der Turnstunden und des Basketballspiels nach der Schule näher. Wir besprachen Dinge miteinander, die Jungen in dem Alter halt miteinander zu besprechen haben, nämlich uns selbst. Ich erzählte ihm von *Donji Vakuf*, von meinen Eltern, von Tante Duška, von den Büchern, die ich gelesen hatte; er erzählte mir von seinen Eltern, von seiner kleinen Schwester, die gerade erst zur Schule gekommen war, von seinem Wunsch, eines Tages für „Bosna“ zu spielen. Ich glaube, zu dieser Zeit schwärmten wir auch schon für Mädchen, aber darüber sprachen wir nicht. Auch später, als wir schon mit Mädchen „gingen“ und uns ernsthaft verliebten, sprachen wir nicht darüber. Ich glaube, es war Kundera, der geschrieben hat, dass eine echte Männerfreundschaft die am tiefsten gehende zwischenmenschliche Beziehungsform darstellt, weil sie frei von jeglicher Idiotie der Erotik ist. Ich weiß nicht, was ich generell darüber denken soll, aber die Freundschaft zwischen Mladen und mir wäre dieselbe gewesen, wären wir beide geschlechtslose Engel gewesen. Es war die Zeit der ersten Erektionen und nächtlicher Schmutzmissionen, eine Zeit, in der einer wie Neven jeden Morgen vor der Schule mit lauter Stimme jedem, der es hören wollte, verkündete, wie viele Male er „gestern gewichst“ hatte, eine konfuse und unangenehme Zeit, in die ich um nichts in der Welt zurückkehren möchte. Durch diese Zeit der Pubertät, der *Transition*, wie man heutzutage sagen würde, schlug ich

mich ganz alleine durch, in erster Linie aus Scham. Bei Mladen war es weniger die Scham, zumindest denke ich heute rückblickend so, sondern vielmehr sein anerzogener Anstand. Mladen war insgesamt ein Junge, den die Lehrer uns gerne als Vorbild hinstellten. Er hatte immer gute Noten, wenn auch nicht ausschließlich „Sehr Gut“, er war ein hervorragender Sportler, ordentlich, mit guten Betragensnoten, und aus all diesen Gründen mag er den Lehrern besser als Vorbild für die ganze Klasse geeignet erschienen sein als ich. Heute klingt das vielleicht sonderbar, aber meine Angewohnheit, mein Hemd nicht in die Hose zu stecken, brachte mir durchaus heftige Probleme ein. Das war natürlich nur zum Teil Unordentlichkeit und Achtlosigkeit, zum Teil war das sicher auch ein bewusst gepflegtes Image, vielleicht kamen noch weitere Gründe dazu, jedenfalls kam es öfter vor, dass eine Lehrerin oder ein Lehrer, meistens die Biologielehrerin Božana, mich an der Tafel zwang, mein Hemd in die Hose zu stopfen und mich „in Ordnung zu bringen“. Als ich mir in der achten Klasse die Haare wachsen ließ, war es ähnlich. Unsere Klassenlehrerin Antonija drohte mehrmals, mir eigenhändig die Haare abzuschneiden. Zum Glück ließ sie es bei der Drohung bewenden, was vielleicht auch daran liegt, dass meine Haare zum Zeitpunkt der „Kleinen Matura“ noch nicht voll ausgewachsen waren. Manchmal, so wie in der siebten Klasse, kriegte ich dann trotz aller Einsen in Betragen auf dem Zeugnis kein „Sehr gut“, sondern nur ein „Gut“. Bei Mladen hingegen saß das Hemd immer perfekt, genauso sein militärisch-kurzer Haarschnitt, und so wog der eine oder andere Zweier in Geschichte oder Englisch weniger schwer.

Auch Mladen fing irgendwann an, Bücher zu lesen, die nicht auf der Lektüreliste standen, was zum Teil meiner Überzeugungskraft geschuldet war, aber zum Teil folgte er meinem Beispiel auch aus eigenem Antrieb. Ich weiß noch, dass ich ihm meine Sherlock-Holmes-Bände lieh. Warum ich das noch so genau weiß, hat einen etwas ungewöhnlichen Grund. Büchern gegenüber, fast allen Büchern, aber vor allem denen, die ich besonders mag, empfinde ich eine geradezu religiöse Hingabe, vermutlich der einzige Aspekt meines Charakters, der einen zumindest

indirekt religiösen Bezug hat. Wie die meisten Menschen war Mladen da natürlich anders. Als er mir den „Hund von Baskerville“ zurückgab, konnte man dem Buch ansehen, dass er den letzten Teil mit fettigen Händen gelesen hatte, wahrscheinlich beim oder nach dem Essen, ohne sich vorher die Hände zu waschen. Die letzten zwanzig Seiten waren alle unten rechts, da, wo die Seitenzahlen sind, fettig. Ich sagte nichts, aber nach dieser Erfahrung vermied ich es, ihm Bücher zu leihen, vor allem keine, die mir besonders wichtig waren. Die besagte Ausgabe des „Hunds von Baskerville“ ist noch immer bei mir, zu Hause in Belgrad, zusammen mit den Fettflecken, die Mladen überlebt haben.

Einige Jahre später las ich irgendwo, ich glaube, es waren die Memoiren von Nadeschda Mandelstam, dass Ossip Mandelstam in genau jenem Gedicht, das ihn später das Leben kosten sollte, beschrieben hat, wie Stalin Bücher beim Lesen mit fettigen Fingern befleckt. Vor mir standen die inzwischen halb geleerte Flasche Whisky und der von Asche und Zigarettenstummeln überquellende Aschenbecher. Nikotin und Teer lagen in der Luft und auf meinen Lungen. Wie hatte Mandelstam doch so wunderbar geschrieben: *Diesen Tag im Dezember nun schnell noch verzehr,/ Wo mit Eigelb sich mischt der bedrohliche Teer.* Ich stand auf und guckte zum Fenster raus. Draußen war es dunkel, das Weiß war nicht mehr von Nebel und Smog besudelt. Die unberührte Schneedecke hatte sich auf den Autodächern ausgebreitet und spiegelte im Neonlicht wider. Der Mond war jung, jung und gelb, wie Miloš Crnjanskis Gedicht. Die nackten Äste streckten sich lustvoll zum Mond.

Ich setzte mich wieder und goss mir Whisky nach. Der Fernseher lief, den Ton auf leise gestellt. Ich zappte durch die Kanäle.